

und mit allen zu reden: Hallo, wie geht's, wie kommt ihr voran? Bei 200 Leuten kannst du dir noch die Namen merken, bei 300 nicht mehr. Jetzt sind wir wieder 200.

**SPIEGEL:** War es absurd zu glauben, Sie könnten Ferrari, McLaren und Williams auf Dauer herausfordern?

**Jordan:** Im Nachhinein betrachtet: ja, wahrscheinlich. Mein Fehler.

**SPIEGEL:** Zu jener Zeit, Ende 1998, haben Sie 40 Prozent Ihres Teams an die US-Investmentbank Warburg, Pincus verkauft – angeblich für 40 Millionen Pfund. Einige behaupten, Sie hätten den plötzlichen Reichtum lieber in privaten Luxus investiert als in Ihren Rennstall.

**Jordan:** Ein bisschen hier, ein bisschen da. Ich war damals gerade 50 geworden und habe überlegt: Hey, es wäre fair, auch mal meiner Familie etwas zukommen zu lassen. 30 Jahre lang haben wir entweder zur Miete gewohnt oder in einem Haus, auf dem eine Hypothek lastete. 30 Jahre, in denen ich all unser Geld ins Team gesteckt hatte. Meine Frau Marie und unsere vier Kinder haben alles für mich und mein Ge-



**Ehepaar Jordan**

„Ein Image auch außerhalb des Sports“

schäft geopfert. Jetzt ist die Hypothek abbezahlt, so dass sie nicht auf der Straße sitzen, wenn ich eines Tages sterbe.

**SPIEGEL:** Sich selbst gegenüber waren Sie nicht minder fürsorglich. Sie legten sich einen Privatjet zu, eine dicke Motoryacht und ein Nobelapartment in London.

**Jordan:** Ich wollte sehen, wie es ist, wenn man sich das alles leisten kann. Inzwischen weiß ich, dass ich manches gar nicht brauche. Das Flugzeug ist weg. Sich eines zu chartern funktioniert genauso gut.

**SPIEGEL:** Wo sparen Sie noch? Es heißt, Jordan sei Stammkunde bei Billigfliegern.

**Jordan:** Nicht nur das. Ob in der Logistik, Technik oder sonstwo: Jeder muss mir einmal wöchentlich aufschreiben, wo er Kosten verringert hat. Jeder. Wir bauen nur noch drei Autos in der Saison statt sechs oder sieben. Wir ordern nicht mehr blind drauflos Bauteile. Wir lassen das Lager nicht mehr überquellen.

**SPIEGEL:** Sie haben sich auf die neue Regel eingelassen, mit der die Fia den Wahn ausufernder Versuchsfahrten bremsen will.

Abseits der Rennen darf Ihr Team während der Saison nur noch zehn Tage testen, dafür können Sie am Freitag vor jedem Grand Prix zusätzlich zwei Stunden auf der Strecke Runden drehen. Das spart zwar viele Reisen zu Tests, aber wie sehr schränkt es die Ingenieure bei der Weiterentwicklung ein?

**Jordan:** Wir haben keine Wahl. Und das Gute daran ist, dass es uns dazu zwingt, konzentrierter zu arbeiten. Früher haben wir das Geld zum Fenster rausgeschmissen. Wir sind zu Tests gereist, ohne uns zu überlegen, was wir ausprobieren wollten. Bloß um zu fahren. Was für ein Unsinn! Jetzt kommen wir im Vergleich zum Vorjahr mit 35 Prozent weniger Geld aus.

**SPIEGEL:** Halten Sie dieses Jahr durch? Bei Ihnen ist die Deutsche Post ausgestiegen, ohne dass Sie Ersatz aufgetrieben haben. Und statt von Honda kostenlos Motoren geliefert zu bekommen, müssen Sie für Ihre neuen Ford-Triebwerke bezahlen.

**Jordan:** Ich bin optimistisch. Es war noch nie leicht, das Budget zum Saisonstart zusammenzubekommen. Aber wissen Sie, wir Iren sind gut darin, ein Kaninchen aus dem Hut zu zaubern. Wie Magier. Irgendwie gibt es immer einen Weg.

**SPIEGEL:** Was macht Sie da so sicher?

**Jordan:** Wir sind mehr als ein normaler Rennstall. Wenn Jordan aufhört, außergewöhnlich zu sein, sind wir übermorgen tot. Wenn wir uns die Publicity nicht auf der Strecke holen, dann anderswo. Es gibt außer mir nicht viele Teamchefs, die auf die Londoner Modewoche eingeladen werden und dort ihr Auto zeigen. Oder bei Musikkonzerten und Filmpremieren. Wir kreieren ein Image auch außerhalb des Sports.

**SPIEGEL:** Sie geben sich als der letzte Rock 'n' Roller der Formel 1 und platzieren Team-Modells neben den Rennwagen. Kam Ihnen schon einmal der Gedanke, dass ein Konzern wie die Deutsche Post sein Logo nicht unbedingt über den Silikonbrüsten der Jordan-Babes lesen möchte?

**Jordan:** Natürlich. Ich forciere das auch nicht. Aber die Mädchen werben für die Zigarettensmarke Benson & Hedges, und die Marketingstrategen wissen anscheinend, dass sie damit Kunden zielsicher ansprechen. Außerdem: Die vier Mädchen, die in größerem Stil für die Kampagne auftraten, haben alle sehr davon profitiert. Emma Noble hat den Sohn des ehemaligen britischen Premiers John Major geheiratet. Nell McAndrew hat es aufs Cover des „Playboy“ geschafft. Melinda Messenger hat ihre eigene Fernsehshow bekommen. Und die Vierte ... wie hieß sie gleich noch?

**SPIEGEL:** Katie Price – in Deutschland besser als „das Boxenluder“ bekannt.

**Jordan:** Oh, sie ist berühmt bei Ihnen?

**SPIEGEL:** Ziemlich.

**Jordan:** Na sehen Sie. Aus allen ist etwas geworden. Und ich habe ihnen dabei geholfen.

**SPIEGEL:** Mister Jordan, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

## WÜSTENRENNEN

# Keine Bonbons im Rucksack

Beim Ultra-Marathon in der Sahara fühlen sich die Teilnehmer als humanitäre Athleten. Sie laufen durch die Flüchtlingslager der Sahrauis.

Seit Stunden schon praktiziert Alfred Gerauer nun das, was er den Schleichschritt nennt. Ganz sanft tritt er hinten auf den Ballen auf und lässt den Rest des Fußes behutsam „nachfedern“. Doch das hilft kaum noch.

Seit vielen Kilometern schon geht es ihm wie dem Helden Karl Mays mit dem „Sand des Verderbens“: „Er steckte in allen Öffnungen des Körpers, in der Nase, in den Ohren, sogar im Munde, fein wie Pudermehl, trotz der Umhüllung.“ Oder wie in „Allah il Allah“: „Drückende Glut lag über der Wüste.“

Gerauer, 56, befindet sich auf fremdem Terrain. Eigentlich ist er Fachanwalt für Arbeitsrecht im bayerischen Pocking. Ein Mann der Akten, vielleicht auch der Berge, ganz gewiss jedoch kein Wüstenfuchs. Jetzt hat er mit der Startnummer 214 noch 18 Kilometer bis „Outpost One“ vor sich; eine Blase ist aufgeplatzt, im Schritt kratzt die eng anliegende rote Hose aus DuPont-Kunstfaser. Und jeder Meter ist eine Qual.

Vor dem Advokaten leidet einsam Clemens Buchwald, 20, vom Bodensee; er schreit nach einem Seelsorger. Der tapfere junge Mann hat es fast geschafft. Schemenhaft könnte er am Horizont die Linderung versprechenden Zelte ausmachen, wenn er den Kopf höbe. Doch der Sandsturm jagt ihm ins Gesicht.

Irgendwo zwischen den beiden macht sich Holger Finkernagel, 59, seine Gedanken über den Sinn der Veranstaltung. Seit über zehn Stunden ist der Mediziner schon



**Flüchtlingslager Smara:** Warten auf die Rückkehr



FOTOS: HOCINE ZAOURAR / AFP

**Start zum Sahara-Marathon\*:** „Eine Art Fest“

in der Wüste unterwegs, sein Fidel-Castro-Bart längst sandverkrustet, die Beine sind von der Sonne verbrannt. 74 mörderische Kilometer hat er geschafft, doch noch liegen 130 vor ihm, die er in den nächsten zwei Tagen bewältigen muss.

Gerauer, Buchwald und Finkernagel quälen sich durch einen der härtesten Ultra-Marathons der Welt: 200 Kilometer durch die westliche Sahara. Ausgestattet mit einem Survival-Rucksack, der Hoffnung, dass sie sich nicht verirren, und dem Gefühl, etwas Gutes zu tun für ein Volk, dessen Elend fast vergessen ist.

Ihr Leidenslauf führt sie nämlich durch die Flüchtlingslager der Sahrauis, die 1975 von marokkanischen Soldaten vertrieben wurden, nun in algerischen Camps ihr Dasein fristen und auf die Rückkehr in die Heimat warten. Etwa 140 000 Sahrauis leben heute in Algerien. Und in ihrer besetzten Heimat herrscht immer noch Krieg, auch wenn seit 1991 ein von der Uno überwachter Waffenstillstand gilt. Damals wurde ein Referendum verabredet, in dem die Sahrauis über ihre Zukunft abstimmen dürfen. Darauf warten nun alle.

Doch zuerst kommt Baldur Buchwald, 48. Buchwald hängt etwas hinter seinem



in die Heimat

Sohn Clemens zurück und derzeit auch mental ziemlich durch. Im Flüchtlingslager Smara, nach über 40 Kilometern Wüstenlauf, ist er nachhaltig von Kindern belästigt worden, die nach Bonbons verlangten. Keinen Beifall gab es für den humanitären Marathonläufer, Buchwald hat den „Respekt für die sportliche Leistung“ vermisst. „Als würde ich Süßigkeiten in meinem Rucksack durch die Gegend schleppen.“

Stattdessen hat Buchwald Schlangenserum im Gepäck, eine Trillerpfeife, einen Signalspiegel zum Morsen und einen Kochtopf. Im Sandsturm, hat man ihm gesagt, solle er einfach stehen bleiben. Damit er sich nicht verirrt wie Wolfgang Hofmann, 60, aus Düsseldorf. Der musste letztes Jahr in Jordanien aus der Wüste gerettet werden.

So ganz begreifen kann Lepat Ahmed den Trubel nicht. „Eine Art Fest“ hat er erkannt. Und dass die Marathonläufer „bewundernswert“ seien. Auch wenn sein verständnisloser Blick eher Mitleid zum Ausdruck bringt. Jahrelang zog er als Soldat mit der Befreiungsbewegung Frente Polisario durch die feindselige Natur. Wüstenlauf als sportliche Herausforderung, hier jetzt zum dritten Mal veranstaltet und am vergangenen Donnerstag beendet, ist seinem Volk so fremd wie die überwiegend aus Powerriegeln bestehende Nahrung der Aktiven.

Falls am 31. März die Vereinten Nationen tatsächlich ihre Truppen aus der West-Sahara abziehen und die Polisario wieder zu den Waffen rufen sollte, wird Lepat Ahmed, 46, wieder in den Krieg ziehen. „Das ist kein Leben hier“, sagt er. Eingepfercht in Lehmhütten, fühlen sich die sahrauischen Nomaden wie Gefangene. Und Lepat Ahmed fühlt sich wie ein Reservist, der jederzeit bereit ist, den Alltag mit Familie und Krämerladen gegen ein Leben bei den Partisanen einzutauschen. Jetzt röchelt alle

\* Vergangenen Montag im Flüchtlingslager El Ayoun bei Tindouf.

paar Minuten ein Läufer an seinem Haus vorbei und wirbelt Sand auf.

Alfred Gerauer ist verzweifelt. Vor zwei Kilometern hat er Sigrid, seine 60-jährige Begleiterin, verloren. Die hat schon über 700 Marathons absolviert und ist auf diesem Gebiet wohl einzigartig in der Welt, hat jetzt aber möglicherweise ihre Kräfte überschätzt. Es könnte sein, dass sie das Zeitlimit nicht schafft: 13 Stunden für die ersten 84 Kilometer. Es wird knapp.

Gerauer hat nun Zeit nachzudenken. Mit 63 will er seine Kanzlei aufgeben, sagt er. In der Wüste werde einem so einiges klar: „Zum Beispiel, wie nichtig alles um einen herum doch ist.“ Jedenfalls will er jetzt zu sich selbst kommen. Vor kurzem hat er schon drei Wochen Ayurveda in Indien gemeistert. Der Sahara-Marathon führt ihn



nun noch weiter in sein „tiefstes Inneres“. Vorausgesetzt freilich, er kommt ans Ziel. Denn über eines ärgert sich der Jurist aus Pocking doch: „Jeder zeigt einem einen anderen Weg.“ Gerauers Verdacht: „Die bei der Polisario sind auch alle Analphabeten.“

Natürlich kann die sahrauische Exilregierung lesen. Sie lehnt die Vertragsentwürfe des Uno-Sonderbeauftragten für die West-Sahara, James Baker, kategorisch ab. Eine Autonomie soll den Sahrauis angeboten werden, ihr Land jedoch bliebe unter der Kontrolle Marokkos.

In dem politischen Streit geht es um Phosphat, Öl und Fischgründe – und um Menschenrechte. Langsam nähert sich auch Holger Finkernagel dem Etappenziel. Als Mitveranstalter wollte der Mediziner das Leiden der Sahrauis ins Bewusstsein der Weltöffentlichkeit transportieren.

Doch nun keimt in ihm der Verdacht, all die Fremden, die ihre isotonischen Getränke und Digitalkameras in die Abgeschiedenheit der Wüste schleppen, könnten die Menschen zum Unrecht verführen. In einer der ersten Nächte wurde einem Arzt die Instrumentenkiste im Wert von 5000 Euro gestohlen, in den Folgetagen verschwanden etliche Fotoapparate.

Ob Finkernagel und seine Mitstreiter von der World Humanitarian Marathon Foundation noch einmal in die westliche Sahara kommen, steht deshalb dahin. Der nächste Lauf findet in Jordanien statt. Die Karawane zieht weiter.

THILO THIELKE